

**Michael Sageder, Rafaela Tischina und Wilfried Datler**  
**Verstehen allein genügt nicht – Über**  
**Möglichkeiten und Grenzen psychoanalytisch-**  
**pädagogischen Handelns im Rahmen einer**  
**sozialpädagogischen Wohngemeinschaft**

**1. Möglichkeiten psychoanalytisch-pädagogischen Handelns und Verstehens**

*1.1. Zur Arbeitssituation in Wohngemeinschaften*

„Ich geh hin!“ schreit die 9jährige Sabine und stürmt zum Telefon. Sie wartet schon den ganzen Tag über auf einen Anruf ihres Vaters. Rudi, 15 Jahre alt, ist jedoch schneller und hebt vor ihr ab: „Wohngemeinschaft, Rudi, wer spricht? – Für dich.“

Er gibt mir den Hörer, doch ich verstehe kein Wort, da sich Sabine lautstark bei mir beklagt, wie gemein doch Rudi sei. Ich sage: „Sei doch bitte einen Moment lang leise, ich verstehe kein Wort!“

Sabine hingegen scheint dies überhaupt nicht zu beeindrucken, sie fährt fort: „Das ist so ein Arschloch, das macht er immer so, er traut sich ja nur auf Kleinere, tu' gefälligst was dagegen!“ Mein Ärger wächst, ich halte den Hörer zu und schreie beinahe, um mich angesichts dieses Tumults überhaupt bemerkbar zu machen: „Jetzt haltet gefälligst endlich den Mund, ich *telefoniere!!!*“

Vergeblich. Rudi beginnt die Szene nun offensichtlich Spaß zu machen, denn er fängt an, Sabine zu necken: „Sei gefälligst leise, siehst du nicht, daß der Michi telefonieren will?“ Dabei schubst er Sabine zwar leicht, dafür aber kontinuierlich zur Seite. „Laß mich!!!“ brüllt nun Sabine, außer sich vor Wut, und ich muß erkennen, daß ich mit meinem Vorhaben, das Telefonat in Ruhe zu Ende zu führen, derzeit keine Chance habe. „Tut mir leid, rufen sie später wieder an!“ Ich lege auf.

Rudi, der geahnt hat, daß es für ihn jetzt unangenehm werden könnte, hat sich blitzschnell aus dem Staub gemacht. Ich wende mich Sabine zu, die nun vor mir steht, die Hände in die Hüften gestützt, und mich ankeift: „Du telefonierst ja dauernd und tust überhaupt nichts für uns!“ Sie schreit nun mich an, als wäre ich der Auslöser ihrer ohnmächtigen Wut. Dadurch verstärkt sich mein Ärger über das unterbrochene Telefonat abermals und auch ich fühle mich ohnmächtig und wütend.

Einen Bruchteil von Sekunden lang habe ich das Bedürfnis, meinem Ärger Luft zu machen und ihr schreiend vorzuwerfen, was sie sich eigentlich einbilde, doch gleichzeitig schießt mir blitzschnell ihre Vergangenheit durch den Kopf. Allmählich wird es mir möglich, Sabines Verhalten zu verstehen.

Meine Wut klingt langsam ab, und ich kann ihre Gefühle ansprechen: „Du bist wohl traurig, daß dein Papa noch immer nicht angerufen hat. Und es ärgert dich auch, hmm?“ Ich nehme die Neunjährige in den Arm und spüre, wie sich auch ihre körperliche Verkrampfung zu lösen beginnt. Sie kann ihre Traurigkeit ein wenig zeigen und ihre Wut, die eigentlich der Unzuverlässigkeit des Vaters gilt, auch verbalisieren: „Vorige Woche hat er auch versprochen, mich anzurufen, und jetzt ruft er schon wieder nicht an.“

Da sie sich offensichtlich verstanden, angenommen und gehalten fühlt, kann sie nun auf ihr Gezeter und Gekeife verzichten und ihre ursprünglichen Gefühle der Trauer und Hilflosigkeit deutlich spüren.

In der Folge ist es nun auch möglich, Sabine meinen Ärger über das unterbrochene Telefonat mitzuteilen und ihr klarzumachen, daß es für mich äußerst unangenehm ist, auf diese Weise beim Telefonieren unterbrochen zu werden.

Solche und ähnliche konflikthafte Szenen charakterisieren über weite Strecken die Arbeitssituation, mit der wir uns in unserer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft (WG) immer wieder konfrontiert finden. Diese Wohngemeinschaft (WG) wurde 1977 eröffnet und ist heute eine von zehn Einrichtungen dieser Art, die von der Stadt Wien getragen werden (vgl. Jugendamt 1985). Unsere Wohngemeinschaft – im folgenden kurz WG genannt – bietet Platz für 8 Kinder und Jugendliche gemischten Geschlechts im Alter von 7 bis 19 Jahren. Für die sozialpädagogisch/sozialtherapeutische Förderung sind jeweils zwei männliche und zwei weibliche ErzieherInnen verantwortlich. Eine Wirtschaftshelferin unterstützt die Erzieher während der Wochentage im Bereich des Haushalts. Die Einrichtung solcher Wohngemeinschaften begann in Wien, nachdem in den späten 60er- und frühen 70er Jahren heftige Kritik an den herkömmlichen Großheimen eingesetzt hatte (Eichmann 1989, 9f.). In Wohnungen, die nur mehr verwaltungstechnisch an ein Großheim angegliedert wurden, sollte ein Arbeitskonzept realisiert werden, das der immer noch traditionell verhaftet gewesenen Heimerziehung entgegengesetzt werden sollte: In der koedukativ geführten, familienähnlichen Kleingruppe sollte „maximale emotionale Bindung“ gewährleistet werden. Repressionsfreier partnerschaftlicher Erziehungsstil, gegenseitiges Vertrauen und Verständnis sowie das Prinzip der „Beziehungsarbeit“ standen programmatisch im Vordergrund.<sup>1</sup>

Großes Engagement und intensive Auseinandersetzung mit der Gruppe auch außerhalb der Arbeitszeit unter enormem persönlichen Einsatz und zeitlichem Mehraufwand zeitigten zwar Erfolge, warfen jedoch auch eine Vielzahl von Problemen auf.

So führte unser sogenanntes „Zuteilungssystem“ bald zu erheblichen Spannungen und Schwierigkeiten, an denen sowohl die Erzieher, als auch die Kinder und Jugendlichen litten: Wir hatten besprochen, daß jeder Erzieher für zwei Kinder besonders verantwortlich war. Schulbesuche, Einkäufe und Arztbesuche wurden ausschließlich vom jeweiligen „Bezugserzieher“ erledigt. Immer öfter nahmen die Erzieher „ihre“ zwei

<sup>1</sup> Zur Einrichtung und Entwicklung der Wohngemeinschaften der Stadt Wien vgl. Jugendamt (1985) sowie Eichmann (1989). Dort sowie bei Picker (1985a,b) und Rückert (1987) ist nachlesbar, daß schon die ersten Ansätze dieser Wiener Wohngemeinschaftsarbeit von psychoanalytischen Überlegungen getragen waren. Der weiteren Arbeit in Wohngemeinschaften ermangelte es dann aber oft an differenzierten konzeptionellen Überlegungen (vgl. Doblhofer 1985, Eichmann 1989, Datler/Bogyi/Mitarbeiter 1991, 74ff.). Wie die spezifische Arbeitssituation in solchen Wohngemeinschaften charakterisiert werden kann und mit welchen Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitsschwierigkeiten sich Wohngemeinschaftserzieher konfrontiert sehen, haben aus psychoanalytisch-pädagogischer Perspektive Datler/Bogyi (1989) skizziert.

Kinder aber auch an Wochenenden mit zu sich nach Hause. Dies führte allmählich dazu, daß wichtige Entscheidungen nicht mehr im Team getroffen wurden, sondern ausschließlich vom „zuständigen“ Erzieher. Dabei wurden z.T. unbewußte Rivalitäten im Erzieherteam über die Kinder ausgetragen. Die direkte Konfrontation über unterschiedliche Auffassungen von pädagogischer Arbeit wurde dadurch vermieden. Bedingt durch die besonders intensive und nicht immer reflektierte „Beziehungsarbeit“ gab jeder einzelne Erzieher zunehmend Teile seines Privatbereiches auf, was enorme psychische Belastungen nach sich zog. Als zwei Erzieher des ursprünglichen Teams die WG verließen, wurde das Problem des Beziehungsverlustes für die Kinder besonders deutlich: Viele Ängste, Unsicherheiten und Aggressionen der Kinder brachen wieder vehement hervor.

Wir erkannten, daß intensive Zuwendung (die ja durch das Zuteilungssystem gegeben war) alleine keineswegs genügte, um dauerhafte Veränderungen im Bereich der Persönlichkeitsstrukturen der einzelnen Kinder herbeizuführen und Beziehungsprobleme zu bearbeiten. Letztlich war unser damaliges Konzept von „Beziehungsarbeit“ allzuoft die Bühne für die unbewußte Inszenierung unkontrollierter Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse.

In zahlreichen Supervisionssitzungen begannen wir unser bisheriges Konzept immer mehr in Frage zu stellen und uns dessen Nachteile bewußt zu machen. Als wir schließlich beschlossen, das „Zuteilungssystem“ abzuschaffen, war damit freilich noch kein neues Arbeitskonzept entstanden. Ein solches mußte erst im Laufe der Zeit entwickelt werden. In weiteren Supervisions- und Teamsitzungen wurde zum einen allmählich der Mangel an eigener professioneller Handlungskompetenz bewußt. Allmählich verstärkte sich unser Wunsch, differenziertere diagnostische Zugänge zu den einzelnen Kindern und Jugendlichen zu finden, um deren Verhalten subtiler zu verstehen und sie insgesamt besser fördern zu können. Bisherige Gutachten des Jugendamtes waren in dieser Hinsicht zu oberflächlich und keineswegs ausreichend.

### *1.2 Auf dem Weg zu professioneller Kompetenz*

In dieser Phase des Suchens nach dem Erwerb professionellerer Handlungskompetenzen, also 7 Jahre nach Gründung der WG, kontaktierte ein Erzieher des damaligen Teams Wilfried Datler, Assistent am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Wien, und fragte, ob es nicht möglich sei, Kinder der WG diagnostisch einzuschätzen, um im Anschluß daran gezieltere Fördermöglichkeiten verfolgen zu können. Wilfried Datler und seine Kollegin Gertrude Bogyi, klinische Psychologin an der Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kinder- und Jugendalters der Universität Wien, hatten an der Hampstead Klinik in London das von Anna Freud entwickelte Hampstead-Profil kennengelernt und ihrerseits den Wunsch gehegt, es in einigen Punkten zu

modifizieren, um mit ihm verstärkt auch im außerklinischen Bereich arbeiten zu können. Die Anfrage der WG-Erzieher kam ihnen daher gelegen und die beiden Universitätslehrer machten den Erziehern das Angebot, im Anschluß an spezifisch definierte diagnostische Kontakte mit den Erziehern und den Kindern „Profile“ zu erstellen, welche die Möglichkeit eröffnen sollten, die einzelnen Kinder differenzierter zu verstehen und die Arbeit mit ihnen genauer zu reflektieren.

Die Erzieher zeigten Interesse und waren mit dem Vorhaben der Universitätslehrer einverstanden, die diagnostische Arbeit in intensiv betreuten Universitätsseminaren zu leisten, an denen fortgeschrittene Studenten und Studentinnen teilnehmen sollten. Eine Arbeitsgemeinschaft von Universitätslehrern, Erziehern und Studenten wurde gegründet, die von gegenseitigem Nutzen sein sollte und die sich in der Folge in mehrfacher Hinsicht als hilfreich erwies (vgl. Datler/Bogyi/Mitarbeiter 1989, 1991).<sup>2</sup>

Mit Hilfe von tiefenpsychologisch orientierten Einzel- und Gruppeninterviews der Erzieher sowie Interviews und Tests mit dem jeweiligen Kind wurde im Laufe des Projekts von jedem unserer Kinder eine genau diagnostische Einschätzung erstellt. Diese Einschätzung wurde im Rahmen eines umfangreichen „Profils“ schriftlich dargestellt, wobei der Lebensgeschichte des Kindes, seinen bewußten und unbewußten Erlebnismomenten, seinem familiären Hintergrund sowie den Beziehungen zwischen Erziehern und Kind unter Einbeziehung etwaiger Übertragungs- und Gegenübertragungsaspekten besondere Beachtung geschenkt wurde. Bei der abschließenden Besprechung mit dem diagnostischen Team und uns wurden die Darstellungen, Interpretationen und Überlegungen, die im Profil dargestellt wurden, gemeinsam besprochen, Interventionsvorschläge erwogen und Schwerpunkte der weiteren pädagogischen Arbeit diskutiert.

In einem Einführungsseminar mit den Projektleitern beschäftigten wir uns erstmals intensiver mit grundlegenden Theorien der Psychoanalyse, mit tiefenpsychologisch orientierter Entwicklungspsychologie und mit neueren theoretischen Ansätzen zur Psychoanalytischen Pädagogik. Die mehrere Jahre lang dauernde Projektarbeit entwickelte sich für uns

2 Die enge Kooperation zwischen Erziehern und Universitätslehrern im Projekt spiegelt sich auch darin wider, daß dieser Artikel von zwei Erziehern (Michael Sageder, Rafaela Tischina) und einem Universitätslehrer (Wilfried Datler) gemeinsam ausgearbeitet wurde. Wenn der Text in der „wir“-Form und damit durchgängig aus der Erzieherperspektive erzählt wird, so deshalb, weil Leser auf diese Weise deutlicher eingeladen werden können, die WG-Arbeit aus dem Blickwinkel jener Personen nachzuvollziehen, von denen die Arbeit in der WG täglich geleistet wird. Engzeilige Passagen stützen sich auf Berichte, die von Erziehern in Tagebüchern protokolliert wurden, bzw. auf diagnostische Interviews, die der Erstellung der Profile dienten. Zur Konzeption dieser Interviews vgl. Jobst (1990), zur Bedeutung dieser profilarbeit für Erzieherteams Datler, Bogyi et al. (1991, 53ff.) sowie Oberegelsbacher (1992).

auch zunehmend zur Möglichkeit einer intensiven Fort- und Weiterbildung.

Diese verhalf uns Schritt für Schritt zu einem besseren Verständnis „unserer“ Kinder und Jugendlichen sowie zu einem differenzierten Verstehen des „Zusammenspiels“ zwischen eigenen unbewußten Anteilen und jenen der Kinder. Weiteres beschäftigten wir uns seit einigen Jahren auch im Rahmen unseres – durch die Projektarbeit angeregten – Pädagogikstudiums mit Fragen psychoanalytisch-pädagogischer Theoriebildung und Praxisgestaltung. Zur Vertiefung unserer professionellen Kompetenz diente außerdem die Teilnahme an einer psychoanalytischen Selbsterfahrungsgruppe. Das Wissen, das wir im Laufe der Zeit erworben haben, erlaubt es uns heute, nicht nur äußeres Verhalten wahrzunehmen, sondern auch nach den Gefühlen zu fragen, die diesem Verhalten zugrundeliegen.

Dies wollten wir auch in der eingangs angeführten Textpassage verdeutlichen, in der von Sabine die Rede war: Während der Auseinandersetzung war es uns möglich, Sabines scheinbar übertriebenes „Schimpfen und Keppeln“ auf ihre Enttäuschung über die Unzuverlässigkeit des Vaters zurückzuführen. Das Ansprechen der Gefühle von Traurigkeit, Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins, die ihrer unbewußten Reaktion zugrunde lagen, erleichterten ihr, diese Gefühle bewußter wahrzunehmen. Eine schrittweise Bearbeitung schien dadurch möglich zu werden.

Die erwähnte Szene mit Sabine verdeutlicht überdies, inwiefern uns inzwischen auch die genaue Kenntnis der Individualgeschichte der Kinder und Jugendlichen hilft, einzelne Situationen differenzierter zu verstehen. So scheint auch das heftige Reagieren von Sabine und die Reaktion des Erziehers auf den ersten Blick nicht verständlich zu sein. Die Bedeutung aktueller konflikthafter Szenen zu erkennen, ist uns oft nur dann möglich, wenn wir Hinweisen auf vermutlich wichtige frühe Erfahrungen mit primären Bezugspersonen nachgehen. Daher werden wir nun von Ausschnitten unserer Arbeit berichten, um zu zeigen, welche spezifischen Möglichkeiten wir in unserer täglichen WG-Arbeit allmählich nutzen können, um – Schritt für Schritt – Verständnis und Verstehen zu entfalten und in Zusammenhang damit pädagogische Aktivitäten zu setzen, die den Kindern und Jugendlichen Erfahrungen eröffnen, die dazu führen, daß Kinder und Jugendliche ihre bewußten und unbewußten Weisen des Selbst- und Fremderlebens modifizieren und damit neue psychische Strukturen ausbilden können (vgl. Horvath/Trummer 1989, 183f., Datler/Bogyi/Mitarbeiter 1991, 42ff.).

### *1.3 Aus der weiteren Arbeit mit Sabine*

Kurz nach Sabines Geburt, so erfuhren wir, hatte die Mutter die Familie verlassen. Nach der Inhaftierung des Vaters war Sabine für etwa vier Monate in ein Säuglingsheim gekommen. Da Sabines Vater schon

damals Alkoholiker gewesen war, kam es auch nach seiner Haftentlassung immer wieder zu Situationen, die von Sabine als sehr belastend erlebt wurden. So wurde sie immer wieder alleine gelassen, regelmäßige Versorgung und Betreuung gab es für sie nicht. Zeitweise lebte sie bei den häufig wechselnden Bekanntschaften des Vaters. Der zwischenzeitliche Aufenthalt in einer Pflegefamilie war auch nicht von langer Dauer, da sie der Vater wieder zu sich nach Hause holte. Für kurze Zeit besuchte Sabine den Kindergarten, wobei der Vater desöfteren in betrunkenem Zustand „vergaß“, sie auch wieder abzuholen. Sabine wurde dann von der Kindergärtnerin für die jeweilige Nacht in ein Kinderheim gebracht.

Dennoch hatte sich Sabines Vater im Rahmen seiner Möglichkeiten bemüht, auf sie einzugehen. Er war bzw. ist dann laut Sabine „der beste, liebste und verständnisvollste Papa der Welt“. Sie betont auch, daß sie ihr Vater nie geschlagen habe. Bereits im Alter von 6 Jahren hatte Sabine zeitweilig ihren Vater versorgt, indem sie eingekauft, gekocht und die Wohnung halbwegs in Ordnung gehalten hatte.

In den Interviews, die in der ersten Phase der Projektarbeit aufgezeichnet wurden, beschrieben wir Sabines Verhalten als „weinerlich, überempfindlich und depressiv“: Sie leide unter Angstzuständen, traue sich nicht im Dunklen einzuschlafen und zeige selbst tagsüber Gefühle der Angst und Panik, wenn sich ein Erzieher auch nur für kurze Zeit von ihr entferne. Als auffallend stark, unangenehm, lästig und störend empfanden wir ihr beinahe ständiges „Keifen und Keppeln“, das sich sowohl gegen uns als auch gegen die anderen Kinder der WG richtete und in unseren Augen meist unbegründet, stark übertrieben und unangemessen zu sein schien.

Anfänglich konnten wir die Bedeutung dieses Verhaltens nicht verstehen. Wir standen ihm ziemlich hilflos gegenüber und versuchten, dem Mädchen die für sie so charakteristische Art des Auftretens „abzugewöhnen“, indem wir sie imitierten, um ihr so die übertriebene Penetranz ihres Verhaltens zu „spiegeln“. Zudem drängten wir darauf, sobald wie möglich ein „Profil“ von Sabine erstellt zu bekommen. Bereits während der diagnostischen Erzieherinterviews begannen wir aber, unsere Interventionen kritischer zu betrachten. Wir mußten feststellen, daß Sabines „Gekeife“ in uns ebenfalls Gefühle der Ohnmacht und Wut hervorgerufen hatte. Das Imitieren ihres Verhaltens, welches wir in der Reflexion unserer „Intervention“ als Ausdruck unserer „Gegenübertragung“ erkannten, hatte durchaus ähnlich aggressive Anteile wie ihr „Keifen“. Dadurch konnte sich Sabine zu dieser Zeit auch nicht verstanden und angenommen fühlen.

Erst allmählich wurde uns bewußt, daß Sabines „Keifen und Keppeln“ eine Möglichkeit für sie war, sich in besonders belastenden Situationen nicht völlig hilflos und ausgeliefert zu fühlen, sondern „in den Angriff überzugehen“, um durch aktives Handeln zu versuchen, ihre aktuelle Lebenssituation zu kontrollieren. Das von uns als so übertrieben und

störend empfundene „Keifen und Keppeln“ dürfte ihr ein – freilich nur vordergründig angenehmes – Gefühl der Mächtigkeit gegeben haben. Darüber hinaus bot das „Keppeln“ dem Mädchen offensichtlich die Möglichkeit, ihre schon alleine lebensgeschichtlich verstehbare Wut und Verzweiflung auszudrücken, die sie ihrer Welt entgegenbrachte, die sich ja von Beginn an als nicht annähernd „ausreichend versorgend“ erwiesen hat. Beides führte aber dazu, daß sie wiederum auf Ablehnung stieß, ja diese geradezu provozierte. Damit bewegte sie sich in einem „Teufelskreis“, der nur schwer zu durchbrechen war: Einerseits dürfte ihr das ständige „Keppeln“ ein gewisses Maß an Sicherheit verschafft haben, die sie durch das Gefühl der Mächtigkeit und Kontrolle zu erleben schien; andererseits stieß sie auf diese Weise immer wieder auf Ablehnung, so daß ihr ursprünglicher Wunsch, nämlich geliebt und angenommen zu werden, damit nicht erfüllt wurde. Die Folge davon war, daß sie wiederum vermehrt „um sich schlagen“ mußte und auf diese Weise jedoch erneut auf Ablehnung stieß.

Erst allmählich lernten wir zu verstehen, in welchem großem Ausmaß Sabines Innenleben von Ambivalenz geprägt war: Ihrem Wunsch, brav, lieb, hübsch und gescheit zu sein, um sich dadurch Zuneigung und ein Gefühl der Sicherheit und Konstanz zu schaffen, stand gleichzeitig auch die panische Angst vor Trennungen und dem Alleinsein gegenüber, was ihr lange auch die Möglichkeit nahm, engere und vertrauensvollere Beziehungen einzugehen. Sabines Wunsch, sich nicht trennen zu müssen und nicht alleingelassen zu werden, äußerte sich dadurch, daß sie sich dauernd der Anwesenheit der Personen ihrer Umgebung versicherte. Fragen wie: „Wann hast du wieder Dienst? Schläfst du dann auch da? Wie lange bleibst du weg?“ etc. waren in dieser Phase charakteristisch.

Neben ihrem Wunsch, lieb, brav, gescheit etc. zu sein, gab es freilich auch den Wunsch, erwachsen, mächtig und stark zu sein, um zurückzuschlagen, schimpfen und aggressiv sein zu können, um nicht der Willkür anderer ausgeliefert zu sein.

In Anknüpfung an das „Profil“, das von Sabine handelte, verstärkte sich gleichzeitig unser Eindruck, daß nahezu alle Abwehr- und Sicherungstendenzen, welche Sabines Handeln prägten, in einem grundlegenden Diskrepanzerleben wurzeln dürften: Einerseits hatte sie Angst vor Trennung und Verlassensein, wodurch sie sich ausgeliefert, schwach, hilflos, verzweifelt, wütend und klein fühlte. Auf der anderen Seite wünschte sie sich beständig Sicherheit, Stärke, Anerkennung und Beachtung.

Eine Vielzahl von auffälligen Verhaltensweisen konnte in der Folge aus einem anderen, neuen Blickwinkel gesehen werden. Wiederkehrende, zunächst von uns bloß als unangenehm empfundene Situationen konnten verstärkt „genutzt“ werden, um besser zu verstehen, in welcher Weise Sabine ihre Situation bewußt und unbewußt erlebt haben dürfte und welche Abwehr- und Sicherungsversuche sie verfolgen „mußte“. Dies

machte uns immer wieder darauf aufmerksam, in welcher Weise wir überlegtere und sinnvollere Interventionen setzen konnten. Dazu einige Beispiele:

Besonders in den ersten Monaten von Sabines WG-Aufenthalt kam es in der Früh regelmäßig zu Szenen, die dadurch charakterisiert waren, daß Sabine nur äußerst schwer zu bewegen war, in die Schule zu gehen. So schaffte sie es kaum, rechtzeitig zum Unterricht zu kommen, obwohl die Schule nur zwei Gehminuten von der WG entfernt ist. Da Sabine in ihrer frühen Kindheit immer wieder traumatischen Trennungserlebnissen ausgesetzt war, vermuteten wir, daß ihr hartnäckiges „Trödeln“ – welches fast an Schulverweigerer erinnerte – auch durch große Trennungsangst begründet war. Zudem hatten wir bis vor kurzer Zeit selbst den Impuls verspürt, Sabine beinahe gewaltsam aus der WG „hinauszuschieben“. Wir konnten ihre „Verzögerungstaktiken“ nun besser aushalten und versuchten ihre Angst vor Trennung zu lindern, indem wir ihr versprachen, sie von der Schule abzuholen. Dies taten wir dann auch länger Zeit hindurch.

Eine weitere auffällige Eigenschaft, die wir allmählich als Ausdruck unbewußter Sicherungsaktivitäten zu verstehen versuchten, war z.B. ihr Bestreben, Süßigkeiten und kleine Geschenke in ihrem Kasten zu horten. Des öfteren mußten wir sie überreden, Kekse oder Schokolade nun doch wegzuworfen, da sie nicht mehr genießbar waren. Ihr an Geiz grenzendes Bestreben, ihr Taschengeld sofort auf ihr Sparbuch zu legen, machte es ihr im Vergleich zu den anderen WG-Kindern schwer, sich selbst kleine Wünsche zu erfüllen. Obwohl Sabine relativ viel Geld gespart hatte, wurde sie wiederholt bei kleinen Ladendiebstählen erwischt.

Auffallend war für uns dabei, daß solche Diebstähle häufig dann passierten, wenn Sabine zu Hause besonders belastenden Situationen ausgesetzt war: So war z.B. nach Weihnachten Sabines Enttäuschung besonders groß gewesen, als sie zu Hause weder einen Christbaum noch ein Geschenk bekommen hatte. Ihr „Klauen“ verstanden wir als Ausdruck ihrer unbewußten Überzeugung: „Wenn ich das, was mir zusteht, nicht bekomme, nehme ich mir dafür etwas anderes“. Da die inzwischen neunjährige Sabine in bewußter Weise sehr wohl zwischen Recht und Unrecht unterscheiden und die Konsequenzen ihrer kriminellen Handlung einschätzen konnte, hatte sie nach diesen Vorfällen starke Schuldgefühle und fragte sich selbst immer wieder, warum sie so etwas machte. Dadurch war es leichter möglich, Sabine gegenüber den von uns vermuteten Zusammenhang zwischen ihren unerfüllten Erwartungen in bezug auf das Weihnachtsfest beim Vater und dem Diebstahl im Kaufhaus anzusprechen. In einem längeren Gespräch, das Sabine mit Selbstvorwürfen begonnen hatte, konnte ein Erzieher die Bemerkung machen:

„Vielleicht wolltest du dir selbst ein Geschenk machen, nachdem du zu Weihnacht vom Papa nichts bekommen hast?“ Sabine ging auf die Bemerkung zunächst zwar nicht ein,

schien aber über diesen möglichen Zusammenhang nachzudenken. Nach einer längeren Gesprächspause begann sie nochmals ausführlich von dem enttäuschenden Weihnachtsfest zu erzählen.

Ein weiterer Aspekt unserer Arbeit mit Sabine war der Versuch, sie mit ihrer beinahe zwanghaften Tendenz, Geld zu sparen, um in eventuellen „Notfällen“ vorsorgt zu sein, Stück für Stück zu konfrontieren, um diese Tendenz abzuschwächen und zu relativieren: Zum Geburtstag ihres Vaters z.B. kaufte Sabine ein relativ großzügiges Geschenk, das nicht ihrer sonstigen „Sparsamkeit“ entsprach. Sie fragte uns jedoch, ob wir nicht wenigstens das Geschenkpapier und das Billett vom Budget der WG bezahlen könnten. Im Sinne einer realistischen Einschätzung ihrer Geldreserven wiesen wir sie darauf hin, daß es für sie keinen großen Verlust bedeuten würde, auch noch das Geschenkpapier selbst zu besorgen. Daraufhin meinte sie wütend, die WG sei zu gar nichts zu gebrauchen, besorgte sich jedoch schließlich das Papier, ohne dabei die Angst zu äußern, dann beinahe gar kein Geld mehr auf dem Sparsbuch zu haben.

Dennoch versuchten wir auch weiterhin Sabines Angst, sie könne wiedereinander diejenige sein, die auch in der WG „zu wenig“ hat oder „zu wenig“ bekommt, zu lindern, indem wir in besonderem Maße darauf achteten, daß ihr Wunsch nach „Versorgung“ auch auf materieller Ebene (Essen, Kleidung, Naschsachen) erfüllt wurde. Dies schien uns deshalb wichtig zu sein, da vor ihrem Eintritt in die WG weder ihre psychische, noch die materielle „Versorgung“ ausreichend gewährleistet war: Materielle Zuwendung vermittelte dem Mädchen immer wieder das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, weckte – bezeichnenderweise – aber auch Angst und Gier: Sabine schien keine Grenzen zu kennen.

### Grenzenlos?

Wir waren im Hallenbad und ich hatte den Kindern versprochen, daß wir danach noch etwas essen gehen würden. Für Sabine, Rudi, Sascha und Nicole war sofort klar, wo wir hingehen würden: zu Mac Donalds.

Schon als wir das Bad verlassen, sagt Sabine: „Wir dürfen aber nicht nur *einen* Hamburger essen und was trinken!“ Ich sage: „Mach' dir keine Sorgen, jeder wird satt werden.“ Doch Sabine beginnt nun aufzuzählen, was sie alles essen wird: „Zuerst will ich einen Big Mac, ein Chicken Mac Nuggets und eine große Portion Pommes. Dazu trinke ich ein großes Cola und dann eß' ich noch einen Erdbeershake“. Nicole, 12 Jahre, meint: „So viel kannst Du ja gar nicht essen!“ Sabine scheint dies überhaupt nicht zu registrieren: „Oder eß' ich doch keinen Erdbeershake und lieber ein Eis?“ Rudi, 16 Jahre alt, wird es nun offensichtlich zu viel: „Wennst weiter so viel quasselst, kriegst gar nichts!“

Endlich haben wir das Lokal erreicht. Wir suchen uns einen Platz und ich habe Mühe, Sabine zurückzuhalten, denn sie stürmt sofort zu den Kassen, um zu bestellen. Die anderen Kinder – wegen dieses überdrehten Verhaltens schon etwas genervt – stöhnen: „Die is' ein Wahnsinn!“ Ich hole Sabine zurück und sage zu allen: „Jeder kann sich etwas zu Essen bestellen und dazu ein Getränk.“ Sabine: „Ich will aber einen Big Mac und eine Portion Pommes, geht das?“

Da wir ohnehin nicht oft essen gehen und ich mir weitere Diskussionen ersparen will, bin ich einverstanden: „O.K., jeder kann sich noch etwas dazu bestellen!“ – „Super!“ –

Alle scheinen zufrieden zu sein, während sie ihre Big Mäcs, Pommes und sonstiges in sich hineinstopfen.

Da meint Sabine: „Eigentlich wollte ich ja noch einen Erdbeershake.“ Rudi sagt, was auch ich denke: „Jetzt hast du noch nicht einmal deinen Big Mäc und deine Pommes verdrückt und denkst schon wieder an noch etwas!“

Ich weiß, daß es bei Sabine um mehr geht als um das Stillen von Hunger, daher sage ich: „Ich finde, Rudi hat irgendwie recht. Iß zuerst 'mal deinen Big Mäc und deine Pommes, vielleicht können wir uns dann noch eine Nachspeise teilen!“

Es scheint auch Rudi, Sascha und Nicole zu interessieren, wie sich die Situation weiterentwickelt, denn alle beginnen plötzlich, Sabine, die mit ihrer Portion bereits „kämpft“, beim Essen zu helfen. Im Nu sind die Pommes und der Big Mäc weg.

Natürlich ist es Sabine, die fragt: „Dürfen wir jetzt noch einen Erdbeershake haben?“ Sascha und Nicole meinen: „Wenn Sabine noch etwas bekommt, dann wollen wir auch noch was!“

Ich habe keine Lust, meinen Gedanken mit dem „Teilen“ jetzt durchzusetzen, da ich spüre, daß daraus nichts wird. Da ich genug Geld bei mir habe, entschieße ich mich, das begonnene „Spiel“ zu Ende zu spielen.

Sascha, Nicole und Sabine dürfen sich noch eine Nachspeise holen, Rudi verzichtet darauf. Er meint, als die drei bei der Kasse stehen: „Wetten, daß Sabine dann *noch was* will?“ Er sollte Recht behalten.

Nachdem Nicole die Hälfte ihres Erdbeershakes stehengelassen hat, Sascha und Sabine fertig gegessen haben und wir aufbrechen wollen, sagt Sabine tatsächlich: „Eigentlich hätte ich jetzt noch Lust auf ein Eis!“

Rudi schaut mich an und beginnt zu lachen: „Ich hab's doch gewußt!“

Einerseits ist mir auch zum Lachen zu Mute, andererseits weiß ich, daß ich nun reagieren muß. Soll ich Grenzen ziehen, indem ich sage: „Jetzt ist es genug!“, oder soll Sabine das Gefühl des „Satt-Seins“ selber spüren?

Ich lasse es auf einen Versuch ankommen und entschieße mich für weiteres. Ich frage: „Hat noch jemand Lust auf ein Eis?“ Es meldet sich keiner.

Also sage ich zu Sabine: „Weißt du, eigentlich glaube ich, daß du ohnehin keinen Platz mehr in deinem Bauch hast, aber wenn du unbedingt noch ein Eis willst – hier hast Du Geld.“ Da die anderen Kinder nicht protestieren, kann Sabine mich und die Kinder als „Gewährende“ erleben. Sie scheint nun zufrieden zu sein und holt sich ihr Eis.

Nach wenigen Minuten merke ich, daß sie lustlos in ihrem Becher stochert. Ich denke mir: „Jetzt ist es soweit. Ihr Magen hat ihr die Grenzen des Satt-Seins, des Noch-mehr-Wollens, des Gesättigt-Seins und Nicht-noch-mehr-essen-Könnens aufgezeigt.“ Zu Hause angekommen landet der Eisbecher im Abfall.

Dem „Realitätsprinzip“ war nicht aufgrund einer von außen an sie herangetragenen Begrenzung entsprochen worden, denn Sabine konnte am eigenen Leib mehreres „real“ erfahren: die Grenze der Aufnahmekapazität ihres Magens; die Sicherheit, in der WG genug zu bekommen; und nicht zuletzt die Erzieher und die anderen Kinder als Gewährende, gegen die sie nicht ankämpfen muß, um Gier und Hunger stillen zu können.

#### *1.4 Elternarbeit – Beschreibung eines dynamischen Prozesses*

Während der Projektarbeit veränderte sich auch die Einstellung, mit der wir den Eltern der Kinder begegneten. So standen zu Beginn der WG-Arbeit – gefördert durch das „Zuteilungssystem“ und dem damit verbundenen besonderen Verantwortungsgefühl den Kindern gegenüber – der Wunsch und die Vorstellung im Vordergrund, für die Kinder und Jugendlichen der WG die „besseren Eltern“ sein zu wollen. Dies führte

dazu, daß die leiblichen Eltern eher als „Störfaktoren“ gesehen wurden: Wir versuchten, ihren Einfluß zu beschränken, indem wir Ausgänge und Besuche nur sehr begrenzt zuließen. Die Rivalität und unbewußte Abwertung der Eltern drängte die Kinder aber allzuoft in Loyalitätskonflikte: Als Sabine in die WG kam, beurteilten wir ihren Vater als schwer alkoholkranken, unzuverlässigen Mann, der völlig unfähig zu sein schien, ein Kind zu erziehen. Da es Sabine aber sehr wichtig war, sowohl von uns als auch von ihrem Vater geliebt, angenommen und akzeptiert zu werden, und da sie Situationen, in denen wir ihrem Vater unsere Geringschätzung entgegenbrachten, als äußerst unangenehm und bedrohlich erlebte, begann sie die väterliche „Welt“ und die „WG-Welt“ möglichst klar auseinanderzuhalten: Sie lebte bald „in zwei Welten“, wobei sie ihre Sprache und ihr Verhalten stets dem Milieu anpaßte, in dem sie sich gerade aufhielt. Da Sabine nicht wollte, daß wir ihren Vater in betrunkenem Zustand erlebten, war sie stets darauf bedacht, seine Besuche durch geschicktes Taktieren zu verhindern. Dies erleichterte ihr, die Trennung beider Bereiche aufrechtzuerhalten. Da Sabine bemerkt hatte, daß wir ihren Vater tendenziell eher negativ beurteilten, war sie bemüht, uns nur die positiven Seiten darzustellen. Das wiederum unterstützte ihre Tendenz, sich selber auch nur die positiven Seiten des Vaters vor Augen zu führen und die negativen Seiten immer wieder zu leugnen.

Zu Beginn ihres Aufenthaltes in der WG konnte sie daher nach Wochenendausgängen nur von „tollen“ Erlebnissen berichten. Allmählich nahmen wir an, daß sie nur „schwärmerisch“ von ihrem Vater sprach, um vor sich selbst leugnen zu können, wie kränkend und unzuverlässig ihr Vater war. Sie schien aber überdies zu befürchten, daß wir ihren Vater noch mehr ablehnen würden, hätte sie den tatsächlichen Ablauf eines Wochenendes, das sie bei ihm verbrachte, erzählt.

Mit dem Prozeß der Änderung unserer Sichtweisen und der damit verbundenen distanzierteren, objektiveren und nicht mehr moralisierend-wertenden bzw. verurteilenden Einstellung den Eltern gegenüber kam auch bei Sabine ein interessanter Prozeß in Gang, den wir im folgenden Abschnitt zu beschreiben versuchen.

Als wir nach knapp einem Jahr nach Sabines Eintritt in die WG begannen, ihre weitgehend unbewußt gewesenen Probleme (Ängste, Wünsche etc.) zu verstehen, und als wir behutsam versuchten, ihre Gefühle zu verbalisieren, bemerkten wir nach einiger Zeit, daß Sabine merklich weniger von den Wochenenden beim Vater erzählte. Da wir uns damals schon mit den Themen der Ausbildung von Ambivalenz und des triangulären Beziehungsaufbaues beschäftigt hatten, vermuteten wir, daß gerade dieser Problemkreis für Sabine von besonderer Bedeutung sein dürfte. Um ihre Loyalitätskonflikte nicht weiter zu intensivieren, konfrontierten wir Sabine nicht mehr länger mit der direkten Frage, was sie zu Hause erlebt hatte, ermunterten sie jedoch indirekt dazu, ein wenig zu erzählen, indem wir z.B. meinten: „Du siehst

so bedrückt aus, willst du mir erzählen, was los ist?“ Wir ahnten, daß der erste kleine Schritt in Richtung Entidealisierung des Vaters getan war, wenngleich es noch einige Zeit dauerte, bis Sabine über ihre Enttäuschung in Ansätzen sprechen konnte.

Mit neun Jahren schaffte sie es bereits, ihrem Ärger über die Unzuverlässigkeit des Vaters, unter der sie immer gelitten hatte, Luft zu machen, obwohl es oft noch unserer Hilfe dazu bedurfte. Vor allem beim Zu-Bett-Gehen wurde sie gesprächig und erzählte viel von früheren Erlebnissen: Wie sie der Vater die ganze Nacht über alleine gelassen hatte, obwohl er versprochen hatte, gleich wiederzukommen, welche Ängste sie ausstehen mußte, als er sich im Wirtshaus prügelte, wie sehr sie es haßte und fürchtete, wenn er betrunken war etc.

Sabine ging weiterhin regelmäßig auf Ausgang nach Hause. Zur jetzigen Lebensgefährtin des Vaters entwickelte sie eine ambivalente Beziehung, die eine ödipale Situation widerspiegelte, in welcher sie Wünsche nach einer heilen Familie hegte, gleichzeitig aber auch tiefste Eifersucht der „Rivalin“ gegenüber verspürte.

Eines Tages – das Wochenende stand bevor – sagte Sabine: „Wenn der Papa anruft, dann sag' ihm, daß ich dieses Wochenende nicht kommen will.“ Sie war zu diesem Zeitpunkt etwa zwölf Jahre alt.

Einen Moment lang war ich, ohne zu überlegen, sofort dazu bereit, Herrn D. – den ich ohnehin nicht besonders schätzte – eine Absage zu erteilen, wobei mir bewußt war, daß hier meine eigenen aggressiven Anteile im Spiel waren.

Beinahe gleichzeitig war mir aber auch klar, daß Sabine versuchte, ihre Entscheidung an mich zu delegieren, um auf diese Weise einer unangenehmen Konfrontation aus dem Weg zu gehen. Möglicherweise versuchte Sabine damit auch unbewußt mich an sie zu binden bzw. mir die Rolle des Beschützers zuzuteilen.

Auf meinen Einwand, es wäre besser, wenn sie es ihm selber sagen würde, machte Sabine sofort einen Rückzieher und meinte: „Na, dann geh' ich halt doch!“ Ich sagte: „Wenn du aber eigentlich nicht gehen willst, fände ich es besser, du gehst nicht und versuchst es ihm zu sagen.“ Sie drückte herum und schien bei dem Gedanken, ihrem Vater abzusagen, völlig gelähmt zu sein.

Inzwischen war mir klar geworden, daß ich Sabine dabei helfen konnte, ihre Absage dem Vater selbst mitzuteilen. Ich beschloß, mich ein Stück weit „zur Verfügung zu stellen“.

Wir einigten uns auf folgende Vorgehensweise: Ich sollte wählen und zuerst mit ihrem Vater sprechen, dann würde sie ihm sagen, daß sie etwas Besonderes vor hätte und daher nicht kommen könne. Damit könnte Sabine, so dachte ich, Abgrenzung und Aggression ihrem Vater gegenüber zulassen, ohne dabei das Gefühl der Sicherheit ganz zu verlieren.

Ich wählte die Nummer, während Sabine neben mir stand. Ich konnte ihre Nervosität spüren, legte ihr die Hand auf die Schulter und meinte: „Mach dir keine Sorgen, das geht schon gut!“ Als die Verbindung zustande kam und ich sagte: „Guten Tag, Herr D., ich...“ – rannte Sabine plötzlich davon. – Ich stockte und vollendete den begonnenen Satz anders, als ich ursprünglich geplant hatte: „...ich wollte nur sagen, daß mit Sabine alles in Ordnung ist.“

Herr D. merkte nichts von meiner kurzen Verlegenheit, er hatte offensichtlich etwas getrunken.

Diesmal hatte es Sabine noch nicht geschafft, sich erstmals „gegen ihren Vater“ zu entscheiden, die Angst vor der möglichen Konsequenz war offensichtlich noch zu groß.

Sabine ging auf Ausgang, doch am folgenden Wochenende war es ihr erstmals möglich, ihrem Vater abzusagen. Sie lief nicht davon und schaffte es – wenn auch mit zögernder Stimme –, ihm zu sagen, daß sie nicht kommen wolle. Herr D. akzeptierte ihre Entscheidung, wenngleich es ihm schwerfiel, und er vermutete, wir hätten Sabine dazu überredet. Dennoch hing Sabine weiterhin sehr an ihrem Vater, konnte aber auch immer öfter über seine negativen Seiten sprechen.

Im Zuge der beginnenden Pubertät wurde es Sabine zunehmend wichtiger, mit gleichaltrigen Freundinnen und Freunden ihre Wochenenden zu verbringen. Sie konnte daher auch aus diesem Grund den Ausgängen zum Vater nicht mehr viel abgewinnen. Aussagen wie: „Was soll ich bei ihm? Erstens soll ich ihm was kochen, wenn die Susi (seine Lebensgefährtin) nicht da ist; und zweitens unternehmen wir sowieso nichts. Mir ist ur-fad und wenn wir weggehen, hängen wir dann in irgendeinem blöden Wirtshaus herum“, waren keine Seltenheit. Herr D., der nicht verstehen konnte, daß sich seine Tochter nicht jedes Wochenende meldete, drohte desöfteren, er werde sich beim Jugendamt beschweren, falls seine Tochter nicht mehr kommen sollte.

Für Sabine, der es mittlerweile gelungen war, ihm hin und wieder eine Absage zu erteilen, war es nicht einfach, mit den Schuldgefühlen, die ihr vom Vater vermittelt wurden, fertigzuwerden. Häufiges Thema von Gesprächen mit uns war ihre eigene Lebensgeschichte sowie die ihres Vaters. Sie machte sich nun auch öfters Gedanken über ihre Mutter.

Die vorläufig endgültige Ablösung vom Vater erfolgte mit knapp vierzehn Jahren. Sabine hatte die Hauptschule mit gutem Erfolg abgeschlossen und war nach eigenem Wunsch in die Handelsschule übergewechselt. Sie hatte sich inzwischen zum ersten Mal verliebt und die Ausgänge zum Vater wurden immer seltener. Herr D. verkraftete die Ablösung kaum: Wenn er anrief, war er meistens betrunken und drohte, er werde Sabine aus der WG nehmen, da er die Vormundschaft hätte. Wir versuchten ihm klarzumachen, daß eine langsame Ablösung von den Eltern eine normale, durch die Pubertät bedingte Entwicklung sei, doch Herrn D. fiel es sichtlich schwer, dies anzunehmen und zu verstehen.

Eines Tages rief er an und Sabine war am Apparat. „Hallo Papa. Wie geht's? ... Was heißt, du kommst am Wochenende nach Hause? Du kannst mir nichts befehlen. Außerdem bist du schon wieder betrunken. ... Was mich das angeht? Schließlich bin ich dann die ganze Zeit mit dir zusammen und ich hab' keine Lust, mir dein dauerndes Gefasel anzuhören. ...

Was heißt, ich soll nicht so geschwollen daherreden? Ich spreche nun mal nach der Schrift, ob es dir paßt oder nicht. Ich lebe ganz anders als du. ... Nein, jetzt hörst du mir einmal zu! Wann hast du denn Zeit für mich und meine Probleme gehabt, ha? Dich hat das nie interessiert. Du wolltest immer nur dein Bier trinken. ...

Was??? Was soll das heißen? Glaubst du, du kannst mich erpressen? Ich scheiß auf deine Erbschaft! Ich komme nicht nach Hause. ...

Du kannst mir nicht verbieten, daß ich mit meinen Freunden weggehe. Die Erzieher erlauben es. ... Papa, du tust mir leid, ich hab keine Angst vor dir. Du kannst von mir aus weiß Gott was machen, das ist mir wurscht. Wenn du dich nicht änderst, siehst du mich nicht mehr!“

Damit knallte sie den Hörer auf. Ich war betroffen über die Bitterkeit, die hinter dieser „Abrechnung“ mit dem Vater steckte.

Interessant war zu beobachten, daß Sabine fast während des ganzen Telefonats bewußt nach der Schrift sprach – wohl um sich selbst und ihrem Vater zu zeigen, daß sie sich auch von seiner Lebensweise distanzierte (zumal sie die Umgangssprache ebenfalls von derb bis ordinär perfekt beherrschte). Mit dem Bruch mit ihrem Vater tauchte der Wunsch auf, ihre leibliche Mutter kennenzulernen. Es schien uns wichtig, Sabine darin zu unterstützen, sich auch mit der Existenz ihrer Mutter, die sie bisher geradezu geleugnet hatte, auseinanderzusetzen. Hier gilt es eine Menge aufzuarbeiten. Derzeit versuchen wir über das Amt für Jugend und Familie, Sabines Mutter ausfindig zu machen. Auch an der Beziehung zum Vater muß weitergearbeitet werden, da der abrupte Abbruch des Kontaktes wieder Schuldgefühle bei Sabine auslöste und sie eine für sich lebbare Verknüpfung von Nähe und Distanz erst finden muß.

## 2. Über Grenzen psychoanalytisch-pädagogischen Handelns

Den in den bisherigen Ausführungen aufgezeigten Möglichkeiten, im Rahmen unserer WG psychoanalytisch-pädagogisch zu arbeiten, sind aus verschiedensten Gründen auch Grenzen gesetzt, die wir im letzten Abschnitt noch kurz thematisieren wollen.

### 2.1 Auch Erzieher brauchen eine „haltende“ Umwelt

Während der letzten Projektphasen entschlossen sich zwei KollegInnen, die Arbeit in der WG zu beenden. Dies hatte sich schon einige Monate vorher abgezeichnet und wir hatten vor, den Wechsel im Erzieherteam möglichst professionell zu gestalten, um so den Kindern eine schrittweise Ablösung von den „alten“ sowie ein Kennenlernen der „neuen“ Kollegen zu ermöglichen. Da der Termin der Überstellung der Kollegen an den neuen Arbeitsplatz von der Institution kurzfristig bekanntgegeben wurde, war die von uns geplante Übergangsphase nicht möglich. Unglücklicherweise schied zu dieser Zeit auch unsere Wirtschaftshelferin, die seit Gründung der WG bei uns gearbeitet hatte, aus dem Team aus, so daß von unserem fünfköpfigen Team innerhalb kurzer Zeit drei Mitarbeiter wegfielen. Man kann sich vorstellen, daß die Situation sowohl für uns und die Kinder als auch für die neuen Kollegen sehr belastend war. Da wir fast ein halbes Jahr ohne Wirtschaftshelferin auskommen mußten und da uns nur fallweise Aushilfskräfte geschickt wurden, waren wir gezwungen, neben unserer pädagogischen Arbeit auch die tägliche Hausarbeit (waschen, bügeln, putzen etc.) zu erledigen. In dieser Situation, in der uns von der Institution „Jugendamt“ auch

keine Hilfe (in Form von zusätzlichem Personal oder einer Hilfskraft, welche die ausgefallene Wirtschafterin hätte vertreten können) bereitgestellt wurde, erfuhren wir trotz Supervision die Grenzen der eigenen psychischen Belastbarkeit.

So konnten wir zwar verstehen, warum der damals 16jährige Bert, den die Trennung von einem ausgeschiedenen Kollegen besonders schmerzte, immer auffälliger wurde. Es war uns jedoch nicht möglich, auf Berts problematisches Verhalten adäquat zu reagieren, da weder zeitliche noch persönliche Ressourcen in ausreichendem Ausmaß ausgeschöpft werden konnten. Als Bert auf seinen nächtlichen Streifzügen Autos zu knacken begann und auch einmal ein Moped stahl, und als wir zudem erfuhren, daß er vorhatte, mit einem jüngeren Burschen unserer WG eine Trafik zu überfallen, erschienen uns auch die anderen Kinder der Gruppe gefährdet. Wir konnten Bert nicht länger bei uns behalten. Erst nach unserem gemeinsamen Urlaub, den wir zusammen mit den Kindern an einem See verbrachten, hatte sich die Situation wieder einigermaßen entspannt.

## *2.2 Fehlende arbeitsfeldspezifische Handlungstheorien*

Wenn in diesem Abschnitt, in dem von Grenzen psychoanalytisch-pädagogischen Handelns gesprochen wird, auch auf fehlende arbeitsfeldspezifische Handlungstheorien und Konzepte verwiesen wird, so geschieht dies deshalb, weil die Ausarbeitung und Entwicklung solcher Konzepte bislang kaum Beachtung fand und in neueren Forschungen zuwenig berücksichtigt wird (vgl. Trescher in diesem Band). Vor allem das Fehlen von Theorien psychoanalytisch-pädagogischer Gruppenprozesse scheint in diesem Zusammenhang erwähnenswert (vgl. Finger-Trescher in diesem Band). Denn wenngleich wir in unseren Ausführungen über den Entwicklungsprozeß eines Kindes gesprochen haben, so ist uns doch bewußt, daß diese Arbeit mit einem Kind in ein dichtes Geflecht unterschiedlichster Gruppenprozesse eingebettet ist. Für uns ist es deshalb wichtig, über Zusammenhänge zwischen diesen unterschiedlichen Arbeits- und Entwicklungsprozessen verstärkt nachzudenken und entsprechende Überlegungen in etwaige Konzeptualisierungen systematisch miteinzubeziehen.

Auch die Aus-, Fort- und Weiterbildung von Erziehern müßte in verstärktem Maß auf arbeitsfeldspezifische Handlungstheorien und Konzepte zurückgreifen (können), damit auf diese Weise professionelles Arbeiten ermöglicht wird.

## *2.3 Grenzen Psychoanalytischer Pädagogik*

Psychoanalytisch-pädagogisches Handeln stößt in zweierlei Hinsicht auf Grenzen: Zum einen eröffnen die gegebenen Rahmenbedingungen immer wieder in bloß begrenztem Ausmaß die Möglichkeit, bestimmte psycho-

analytisch-pädagogische Ansprüche in die Tat umzusetzen. Zum anderen wird die Grenze psychoanalytisch-pädagogischen Handelns aber auch dann deutlich, wenn es gilt, Aufgaben, Ziele und Strukturen einer Institution (in die z.B. auch unsere WG eingegliedert ist) zu analysieren und zu verändern. Dafür scheint es hilfreich und notwendig zu sein, gruppenanalytische, systemische und soziologische, institutionstheoretische, vor allem aber auch gesellschaftspolitische Theorien und Überlegungen miteinzubeziehen. Aber auch politische Entscheidungen im Sozialbereich, im Bereich des Wohnungsmarktes, das Problem der Arbeitslosigkeit etc. müssen im sozialpädagogischen Arbeitsfeld berücksichtigt werden.

Verwaltungstechnische, budgetäre und bürokratische Vorgaben – die durch die Einbindung in einen riesigen Verwaltungsbereich wie dem der Magistratsabteilungen der Gemeinde Wien gegeben sind – behindern bzw. verhindern zudem desöfteren die Arbeit im pädagogischen Bereich. So wird zwar einerseits in Publikationen des Jugendamtes von einer individuellen Förderung der zu betreuenden Kinder und Jugendlichen gesprochen (Schwerpunktsetzungen im sportlichen, kulturellen oder kreativen Bereich, individuelle Ausgestaltung des Lebensbereiches der Kinder/Jugendlichen etc.; vgl. Jugendamt 1990), andererseits stoßen wir jedoch sehr schnell an finanzielle Grenzen, wenn es darum geht, solche Freizeitaktivitäten zu bezahlen.

So werden einerseits die Betreuungsmöglichkeiten individualisiert und dezentralisiert (z.B. Wohngemeinschaften, Familiengruppen), die dabei entstehende Mehrbelastung des Erziehungspersonals durch die Organisation der täglichen Routine wird andererseits jedoch nicht durch mehr Personal (zumindest im Rahmen von Urlauben und Krankenständen) ausgeglichen.

Die damit innerhalb der Institution entstehende zweideutige Situation – nämlich die Forderung nach pädagogisch professioneller Erziehung im Bereich des Jugendamtes bei gleichzeitiger Forderung der Verwaltung, mit geringen finanziellen und personellen Ressourcen auszukommen – führt bei uns und unseren Kollegen oft zu Gefühlen der Hilflosigkeit, Wut und Überlastung. Besonders hier erscheint es uns jedoch enorm wichtig zu sein, nicht nur die eigene Betroffenheit (bzw. eigene unbewußte Wünsche nach Anerkennung, Verständnis etc.) zu erkennen, sondern real- und berufspolitische sowie gewerkschaftliche Forderungen theoriegestützt abzuleiten und zu vertreten.

## Literatur

Bidermann, J.

1990 Entwurf eines psychoanalytisch-pädagogischen Rahmenkonzeptes der diagnostisch-beratenden Interviews im Rahmen des Wiener Hampstead-Profiles: Idealtypische Einzelschritte und handlungsleitende Theorien. Diplomarbeit Universität Wien

- Datler, W. und G. Bogyi  
 1989 Zwischen Heim und Familie. Über Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitsprobleme in heilpädagogischen und sozialtherapeutischen Wohngemeinschaften. In: Jahrbuch der Psychoanalytischen Pädagogik 1. Mainz (Grünwald)
- Datler, W., G. Bogyi und Mitarbeiter  
 1989 Das „Hampstead-Projekt“. Über die Zusammenführung von Lehre, Forschung und Erzieherberatung unter Einsatz der Wiener Fassung des „Hampstead-Profiles“ nach Anna Freud. Ein erster Zwischenbericht. Wien (unveröffentlicht)  
 1991 Psychoanalytisch-pädagogische Förderdiagnostik und Erzieherberatung: Das „Hampstead-Projekt“ Scheibensbergstraße 71. In: Amt für Jugend und Familie (Hrsg.): Information zur Bildung und Fortbildung für Erzieher und Sozialarbeiter. H.1, 11-84
- Doblhofer, J.  
 1985 „Nicht im Heim und doch nicht daheim...“ Sozialpädagogische Wohngemeinschaften für Kinder und Jugendliche im Rahmen des Jugendamtes der Stadt Wien. In: Jugendamt 1985, 9-41
- Eichmann, W.  
 1989 Der Wiener Weg der Heimerziehung. In: Datler, W., Bogyi, G. und Mitarbeiter 1989, 6-18
- Horvath, M. und E. Scheidel-Trummer  
 1988 Psychoanalytische Pädagogik seit 1983. In: Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 1. Mainz (Grünwald)
- Jobst, A.  
 1990 Auf dem Weg zu einer psychoanalytisch-pädagogischen Rahmenkonzeption der diagnostisch-beratenden Erzieherinterviews im Rahmen des Wiener Hampstead-Profiles: Erste Annäherungen und theoretische Grundlagen. Diplomarbeit Universität Wien
- Jugendamt  
 1985 Jugendamt der Stadt Wien (Hrsg.): Die sozialpädagogischen Wohngemeinschaften des Wiener Jugendamtes. Wien (Jugend und Volk)  
 1990 Anmerkungen zur Situation der Kinder und Jugendlichen in Heimen und Wohngemeinschaften. In: Amt für Jugend und Familie (Hrsg.): Information. Zur Bildung und Fortbildung für Erzieher und Sozialarbeiter. H.4, 10-12
- Oberegelsbacher, S.  
 1992 Psychoanalytische Pädagogik und geistige Behinderung: Die Arbeit mit dem „Wiener Profil“ im Bereich der Geistigbehindertenpädagogik. Diplomarbeit Universität Wien
- Picker, H.  
 1985a Wohngemeinschaft 3. Landstraßer Gürtel 9/5. In: Jugendamt 1985, 42-50  
 1985b Statt Leistungszwang Erlaubnis zum Gefühl. Wien (Selbstverlag der Österr. Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalyse und Sozialtherapie)
- Rückert, K.  
 1987 Konfliktfeld Leben. Psychoanalyse, Institutionen, Randgruppen und der einzelne Mensch in der Sozialtherapie. Wien (Selbstverlag der Österr. Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalyse und Sozialtherapie)